Unser Blatt

Christliche Monatsschrift,

herausgegeben im Auftrage der Allgemeinen Bundeskonferenz der Mennonitengemeinden der SSSR in Moskau 1925.

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

1. Jahrgang. Oktober 1925. Nr. 1.

I. Licht und Wahrheit.

Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Unter diesem Losungswort begann im Auftrage aller Mennonitengemeinden der Sowjetstaaten die auf der letzten Bundeskonferenz in Moskau gewählte Kommission für Kirchliche Angelegenheiten ihre schwere, verantwortungsvolle Arbeit. Unter diesem Wort arbeitet sie auch heute weiter fort. Dieses Wort soll auch das erste gedruckte Wort aus der Heiligen Schrift in unserer neuen Zeitschrift sein. Er, der einst dem Seher Johannes zugerufen: „Ich bin der Erste und der Letzte" (Offbrg. 1, 17). Er soll es auch in unserem neuen Unternehmen sein: ein jedes Blatt unserer Zeitschrift soll, von Seinem Geiste durchweht, zur Verherrlichung Seines Namens dienen, soll Seinen göttlichen Jesusfrieden, soll seine heilige, unveränderliche Jesusliebe predigen. „Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit." Er ist immer derselbe, wo Er auch ist. Ob im ernsten Gespräch mit einem Nikodemus oder in herzlicher Unterhaltung mit den unmündigen Kindern, ob im fröhlichen Hochzeitshause zu Kana oder an des Jünglings Totenbahre vor den Toren zu Nain; ob bei dem festlichen Einzug in Jerusalem unter lauten Zurufen des jauchzenden Volkes oder auf dem furchtbaren Marterwege nach Golgatha unter schmerzendem Spott und Hohn der begleitenden römischen Soldaten und der neugierigen Zuschauer, — wo Er auch ist, Er ist immer derselbe Jesus, der aus Liebe zu den Menschen sich selbst nicht schonte, sondern auf Golgatha sein Leben ließ, nicht nur für die Menschen jener Zeit, sondern für alle Menschen aller Zeiten (2. Kor. 5, 14—15).

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit." Brauchen wir heute diesen Jesum? Der moderne Materialismus leugnet es. Und das ist auch ganz verständlich, denn er will ja überhaupt nichts von Religion wissen. Das Christentum hat sich überlebt, die religiösen Vorstellungen beruhen auf der Dummheit und Unaufgeklärtheit der Massen. Heutzutage kann kein gebildeter Mensch an die Bibel und ihre Überlieferungen glauben: der Glaube hat durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende den Menschen als das Geschöpf Gottes dargestellt, die heutige Wissenschaft zeigt aber umgekehrt Gott als das Geschöpf des Menschen; heute hat die christliche Lehre keinen Boden mehr im Volke, denn das Volk ist so weit aufgeklärt, daß es den scharfen Gegensatz zwischen der christlichen Weltanschauung und den Errungenschaften der Wissenschaft bemerkt, so lehrt der Materialismus und seine Anhänger.

Doch das nennt man mit sehenden Augen nicht sehen können (oder wollen), denn die Geschichte, diese objektive Lehrmeisterin, belehrt uns etwas andern, sie erzählt anders. Sie erzählt uns, wie wiederholt Weltkräfte und Weltmächte zum Kampf gegen Christum und sein Reich entfesselt werden, wie das Christentum dem sichern Tode geweiht schien. (Man denke an die blutigen Christenverfolgungen der ersten Zeit, an Julian den Abtrünnigen, an die große französische Revolution u.s.w.)

4186

Wahrlich es gab Zeiten in der Geschichte der Christenheit, da schien das Christentum wie sein Gründer zu Grabe getragen werden zu müssen. Doch, wie ein Gottesmann treffend sagt, mag man Jesum nur kreuzigen, totmachen kann man den Fürsten über Leben und Tod nicht: man verhilft Ihm durch die Kreuzigung nur zur Auferstehung. Ebenso das Christentum. Gerade nach den Zeiten der blutigen Verfolgungen erhebt es sich wieder in neuer, verjüngter Kraft. All die Geisteshelden, die Machthaber, die Spötter, die im stolzen Übermut gegen Gott und sein Reich zogen, sind zum Fall gekommen („Du hast gesiegt, Galiläer"). Das Wort Gottes ist stehen geblieben: „Jesus Christus gestern, heute derselbe auch in Ewigkeit." Das ist die immersprudelnde Quelle der Kraft, die dem Christentum innewohnt: Jesus Christus. Darum braucht niemand um das Bestehen des Christentums besorgt zu sein; die christliche Kirche ist auf einen Felsen gegründet, den auch nicht die Pforten der Hölle überwältigen können.

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

Diesen Jesus haben auch wir uns als Geleitsmann, als Führer in den kommenden Tagen der Redaktionsarbeit gewählt. Wir brauchen Ihn, wir brauchen ihn alle. Schwer und dunkel hängen die Schicksalswolken vom Himmel herunter. Tief gedemütigt und zerschlagen liegt unser Volk am Boden. Die letzten Jahre haben es nicht nur wirtschaftlich schwer betroffen, nein, auch in religiöser Beziehung haben wir manche schmerzvolle Erfahrung zu verzeichnen. Zudem haben die letzten Jahre das Band der Einigkeit, das uns einst umschlungen, wenn auch nicht ganz zerrissen, so doch erheblich gelockert. Zerstreut in alle Gegenden des großen Sowjetbundes, wissen die einzelnen Gemeinden oft wenig oder garnichts vom Weh und Leid der einen, von lichten Zeiten der andern Gemeinden.

Da soll denn „Unser Blatt" bestrebt sein, diese Lücke auszufüllen, soll wieder verbinden, was gelockert ist, soll neuen Mut und neue Arbeitskraft und Lust in den müden Christenherzen wirken helfen.

Es soll ein Bindeglied unter uns sein, daher sein Name „Unser Blatt". Es soll mit uns ein Blatt derer sein, die mit uns liebhaben die Erscheinung Jesu Christi; derer, die auf Jesum Christum als auf den einigen, einzigen Grund bauen, mit dem sie stehen oder fallen; derer, die in unseren lichtlosen Tagen nach Licht und Wahrheit ausschauen; derer, die die warnende Stimme ihres Gewissens nicht erstickt haben, die da „hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit".

Es soll „Unser Blatt" sein, die wir eine große Familie bilden, die räumlich recht weit auseinander wohnt. Da wollen wir denn durch unser gemeinsames Blatt uns einander näher kennen lernen, wollen einander von unsern Freuden und Leiden in unserem Gemeindeleben, in unserm Gemeindeausbau, in unserem christlichen Wachstum erzählen. Einem jeden, der darüber etwas zu sagen hat, steht „Unser Blatt" offen. Doch für den Parteigeist, den Geist der Zwietracht, ist unser Blatt, von welcher Seite er auch kommen mag, bedingungslos geschlossen.

„Jesus Christus alles in allen" — das ist unsere Parole. Zur Mitarbeit unter dieser Fahne fordern wir die Leser selbst auf, die Alten und die Jungen, die Männer und die Frauen, die Prediger und die Gemeindeglieder, sie sind uns alle als Mitarbeiter herzlich willkommen. Ja wir erwarten von ihnen, daß sie nicht nur für die innere Ausgestaltung des Blattes redlich Sorge tragen werden, indem sie Berichte, Artikel und Nachrichten über alles, was ihr Herz und Gemüt auf religiösem Gebiet bewegt, einschicken werden, wir erwarten von ihnen auch, daß sie nicht weniger besorgt sein und mitarbeiten werden, „Unserm Blatte" neue Freunde, neue Leser, neue Mitarbeiter zuzuführen.

Bescheiden tritt unser Blatt in die Welt. Bescheiden ist seine Ausstattung, bescheiden wie auch sein Name. Es liegt eine gewisse Absicht darin. Wenn der Apostel Paulus in einem seiner Briefe (1. Kor. 2, 1 f.) sagt, er sei gekommen „nicht mit hohen Worten und hoher Weisheit zu verkündigen die göttliche Predigt u.s.w.", so will auch „Unser Blatt", unser christliches Blatt, in schlichter Form, in schlichten Worten, bescheiden und doch „in Beweisung des Geistes und der Kraft" reden „von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unserer Herrlichkeit." (V. 7.)

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

Das Redaktionskollegium.

II. Geschichtliches.

Mit Gott.

„Mit Gott wollen wir Taten tun." (Ps. 60,40).

„Mit Gott" — das ist ein alter ehrwürdiger Gruß. „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf", so sprachen die Alten und sie hatten Recht.

Weit, fast über den ganzen Bundesstaat verstreut liegen unsere Gemeinden. Jede Gemeinde lebt ihr eigenes Leben, hat ihr besonderes Leid, ihre besonderen Freuden. Was die einzelne Gemeinde erfreut, was sie schmerzt, was sie bewegt, was sie großes durchlebt, davon erfahren die andern oft wenig oder garnichts. Es fehlte uns das verbindende Organ, und darum begrüßen wir mit dankbarer Freude das Erscheinen unseres Blattes. Es wird, so hoffen wir, die rege Verbindung zwischen den Gemeinden wieder herstellen, und was die Gemeinde erfährt, das kann hinausgetragen werden zu den Brüdern in Nord und Ost, in Süd und West. So dient es den andern zur Lehre, zum Trost, zur Aufmunterung und Stärkung oder auch zur Warnung.

Wohnen wir auch an verschiedenen Orten eines großen Staates, so verbindet uns doch alle das Bewußtsein, daß wir ein Ganzes bilden, einen Führer haben, und ein Ziel, dem wir zustreben. Unser Führer ist Gott (Ps. 23, 3), unser Ziel — die Gemeinschaft mit Ihm. Darum ihr lieben Gemeinden: „Mit Gott". Das sei unsere Losung.

„Mit Gott wollen wir Taten tun". Von Gott kommt alle Kraft, und jedes Gelingen ist sein Werk. Dennoch haben wir, als rechte Kinder eines Vaters, der „bisher wirkt" (Joh. 5, 17), zu arbeiten und zu kämpfen, ja tapfer zu kämpfen. Gottes Wirken ist kein Freibrief für die menschliche Trägheit, vielmehr der beste Ansporn zu mutiger und energischer Arbeit. Ist uns in der Vergangenheit geholfen worden, so wird uns auch künftig Hilfe zuteil werden. In dieser Überzeugung wollen wir entschieden unsern Mann stellen!

„Wir wollen Taten tun!" Wir wollen uns unserer Farben nicht schämen aus Furcht vor den Menschen, oder aus Angst für unsere Sache. Der Herr ist mit uns, seine Allmacht schützt uns, und wir wollen nicht zaudern, wir dürfen keine Feiglinge sein. Wir wollen sein Reich bauen, bauen in uns und um uns. Dazu brauchen wir den frischen Mut, den frohen Tatendrang und die Begeisterung der Jugend, das besonnene Wirken des gereiften Mannes, den weisen Rat der Alten. Das aber wollen wir nie vergessen: Vor Gott ist und gilt nur als eine Tat, was mit Gott geschieht. So vereine denn all unsere Gemeinden, all unsere Brüder und Schwestern von den weiten Steppen Sibiriens bis zu den sonnigen Fluren der Krim dieses Wort: „Mit Gott wollen wir Taten tun." P.

Bericht über das Missionsfeld im Norden Asiens am Obstrom und den Nebenflüssen.

Joh. Peters.

Wer von unserem Volk hat nicht gelesen oder gehört von Dr. Bädeker, der die Gefängnisse Rußlands besuchte und den Gefangenen das Evangelium brachte. Auf seinen Reisen wird er wohl auch von Tobolsk, wo die uralten Riesengefängnisse stehen, den Irtysch hinab bis zum Ob, dann denselben hinauf nach Tomsk, durch den Surgutschen und Narymschen Kreis, per Dampfer über 2.000 Werst durch den großen dunkeln Urwald gekommen sein, wo bis dahin noch keine Boten des Friedens gearbeitet hatten, außer etlichen, um des Evangeliums willen hierher verbannten russischen Brüder. Manch heißer Seufzer mag da aus seinem Herzen zum Gott des Lichtes und der Liebe emporgestiegen sein, ein Seufzer der Fürbitte für die dort wohnenden Stämme des Nordens.

Nach langer Zeit führte der Herr einen andern Bruder durch jene Gegend: dieses Mal war es ein Tischler Namens Benzien. Neben seinem Handwerk beschäftigte er sich fleißig mit Verteilen von Evangelien und Traktaten und

kam während des Russisch-Japanischen Krieges aus dem Süden Rußlands nach Sibirien. Von Omsk fuhr er den Jrtysch hinab bis in die Tarische Gegend, wo er unter Deutschen und Russen sein Werk trieb. Dort erfuhr er, daß tiefer im Urwald die Ostjaken im Götzendienste lebten. Von nun an wurden sie ein Gegenstand seiner Gebete, auch bat er um Arbeiter für sie. Nach fünfjährigem Wirken reiste er in den Süden, um Arbeiter dorthin einzuladen. Doch erfolglos. Da wollte er im Orenburgischen versuchen, jemand mitzubekommen, um dann die Ostjaken, Tungusen und Samojeden aufzusuchen. Er veranstaltete gemischte Versammlungen von Russen, Baschkiren und Deutschen, lud Redner und Sänger dazu ein, brachte das Volk zusammen in Scheunen oder anderen zugerichteten Räumen, forderte die Gläubigen zur Arbeit und die Ungläubigen zur Buße auf.

In einer ähnlichen Versammlung begegnete ihm zum ersten Mal Schreiber dieses Berichtes, der eben aus der Berliner Bibelschule zu den Sommerferien in die Heimat zurückgekehrt war, mit seiner Frau. Die Begrüßung war folgende: „Also, Bruder Peters, ich habe gehört, Du schickst Dich an für die Arbeit im Dienste des Herrn. Da fährst Du mit mir zu den Nordvölkern im großen Urwald Sibiriens." „Nein, nach dem Norden nicht," war meine entschiedene Antwort, „ich hoffe, unsere Arbeit ist im Süden Afrikas unter den Hamiten, die Holz und Stein anbeten, aber zuerst geht es nach Berlin und London in die Bibelschule." „Nun der Herr wird ja alles ordnen", meinte er darauf. Diese Begegnung war im Jahre 1914, kurz vor Ausbruch des schrecklichen Krieges. Dann kamen die Jahre des Krieges. Meine Verwandten wurden einberufen, ich aber, der ich frei kam vom Militärdienst, mußte für alle Familien sorgen. Innerlich waren meine Frau und ich mit dieser Arbeit nicht zufriedengestellt, da wir ein Jahr vor dem Kriege alles in den Dienst des Herrn gestellt und alles verkauft hatten, um uns für die Mission vorzubereiten. Wir sehnten uns von diesen irdischen Aufgaben befreit, und ganz in Seiner Reichssache zu arbeiten.

Im dritten Kriegsjahre in der Weizenernte legten meine Frau und ich Weizen zusammen auf dem Felde. Der Geist des Herrn trieb uns ins Gebet und lehrte uns, um einen gläubigen Mann zu bitten, der uns ankünden würde, wohin wir gehen sollten. Wir waren getröstet und voller Erwartung, wer der Mann sein würde und wohin uns der Herr führen wolle. Nächsten Sonntag begaben meine Frau und ich uns in ein großes Russendorf, wo wir unter Wolhynischen Flüchtlingen arbeiteten. Da plötzlich steht der alte Karl Benzien, dem wir seit jener Begegnung nur noch einmal gesehen und der scheinbar verschwunden war, vor uns. „Wo kommst du her?" „Aus dem großen Urwalde, habe die Völkerstämme besucht; sie warten, kommst Du jetzt mit?" Leise sagte ich: „Wie der Herr will." Benzien war auf der Reise in die Kolonien, um wieder Arbeiter zu werben. Unterwegs wurde ihm das Geld gestohlen, dann verschlief er die Station, wo er umsteigen sollte, und so kam er gegen seinen Willen, zweimal darin gehindert, in jene Versammlung. Wir nahmen ihn mit aufs Land, prüften die Sache vor dem Herrn eine Woche, teilten uns gegenseitig unsere Erfahrungen mit dem Herrn mit und erkannten die Führung Gottes. Dann machten wir uns auf, den dritten Arbeiter zu suchen, einen Bruder, den ich schon im Auslande getroffen hatte. Es war dies Paul Beer, den wir mit Frau und Kind in einem über 100 Werst entfernten großen Tatarendorf mit vielen Patienten beschäftigt fanden. Die Geschwister nahmen uns mit großer Freude auf, denn auch sie warteten auf Befehle des Herrn. Sie hatten gehofft, nach Taschkent zu gehen, um unter den Sarten zu arbeiten, doch sie bekamen große Freudigkeit mit uns in den Norden zu gehen, und so stimmten wir alle in Lob und Dank und Anbetung ein.

In dem darauf folgenden Winter, da wir uns zur Abfahrt rüsteten, segnete uns der Herr reichlich in der Arbeit, indem es eine Erweckung gab, wo viele Seelen sich aufmachten, dem Herrn zu folgen. Der Herr führte auch meine Brüder und Schwäger aus dem Militärdienst heim, so daß ich meiner Aufgabe in der Wirtschaft entledigt war.

Den 24. Mai 1918 wurden wir von lieben Geschwistern mit Gebet und Gesang unter viel Tränen zur Bahn geleitet. Es hatten sich uns noch ein junger Mann, Br. Johann Kehler, der in Moskau im Dienst gläubig geworden war, und meine Schwester Helene Peters angeschlossen. Ein schwerer gefahrvoller Weg lag vor uns: es war in der Zeit des Umsturzes, verschiedene Brücken wurden im Uralgebirge gesprengt; in Slatoust mußte unser Zug zwei Wochen warten, bis wir nach Tscheljabinsk durchgelassen wurden. Nach einer sehr gefahrvollen Nacht, da ein Truppenteil unter starkem Kanonendonner sich zurückzog, wo wir jeden Augenblick auf einen raschen Tod warten konnten, wurden wir am nächsten Morgen weitertransportiert und kamen bis Tomsk. Hier wurden wir mit der russischen Gemeinde

bekannt. Die Geschwister verkaufen uns russische Evangelien und geleiteten uns zum Dampfer.

Wir bestiegen einen Dampfer, der nur bis zum Narymschen Kreis ging. In Tomsk erfuhren wir, daß ungefähr 450 Werst von der Stadt ein gläubiger Russe wohne. Wir fragten den Herrn, wo wir aussteigen sollten. Er führte uns unter den Reisenden den Bruder dieses gläubigen Russen zu, der uns seine genaue Adresse angab. Wir nahmen dieses als eine Führung Gottes an, um bei diesem Manne nähere Auskunft über die Gegend und das Volk zu erhalten. Wir fanden bei diesen Geschwistern eine herzliche Aufnahme und erfuhren, daß die Ostjaken meistens an den Nebenflüssen des Obstromes wohnen. Es war Jahrmarktzeit, und viele Ostjaken waren mit ihren Familien auf ihren großen Kähnen gekommen, um ihre Fell- und Fischware in Mehl und Kleider umzutauschen. Uns gegenüber verhielten sie sich schüchtern; da wir zu ihnen von Jesum und ihren Sünden redeten. Zudem wurden sie von der Wolostbehörde eingeschreckt, wir seien vielleicht geflüchtete Verbrecher. Da fragten sie uns: „Welche Sünde hat euch hergebracht?" Wir durften ihnen sagen, daß der Herr, der um unserer Sünden willen gestorben war, uns um ihrer Sünden willen hergebracht habe, damit sie sich von ihren Götzen zu dem lebendigen Gott der Liebe wenden sollten, um ewig zu leben. Das befremdete sie noch mehr, denn sie kennen keinen Gott, der da liebt. Daher fürchteten sie sich noch mehr vor uns und weigerten sich, uns zu sich zu fahren.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als einen großen gedeckten Kahn zu kaufen, die Familien mit Gepäck einzuladen und uns ans Rudern und Steuern zu gewöhnen. Keiner von uns war Seemann und zudem ging die Reise gegen Strom. Besonders erschwert aber wurde uns die Reise durch die starke Mückenplage. Die Mücken beschütteten uns wie ein dichter schwarzer Staub, unter den vielen Stichen wurde man zuerst erregt, dann ganz matt, besonders die Kinder. Nur im dichten Rauch fand man Rettung. So verflossen 4 Tage und Nächte, bis wir ans Ziel — zur Jurte Saispajewo gelangten.

Doch fanden wir keine Aufnahme bei den Ostjaken, die hier in schönen Holzhäusern wohnen, denn sie fürchteten sich vor uns. So galt es denn wieder draußen, am Ufer, geplagt von Mücken, zu übernächtigen. Etwas Entgegenkommen zeigten die Bewohner, indem sie in der Abendstunde das Netz auswarfen und uns zum Netzziehen mitnahmen. Sie fingen eine Menge Fische und teilten auch uns reichlich zu.

Bald hatten wir auch ein Obdach gefunden. Der junge Simon, der ein tüchtiger Fischer und Jäger ist, bewohnte mit seiner kleinen Familie ein großes Haus. Eine Hälfte des Hauses war nicht fertiggebaut: ohne Türen, Fenster und Fußboden. Wir erboten uns, dasselbe fertig zu bauen, um dann in demselben zu überwintern. Nach einigem Zögern willigte er ein. Im Namen Jesu nahmen wir die Arbeit auf, bald war die Furcht verscheucht, und sie gewannen uns nicht nur lieb, nein, sie schenkten uns auch volles Vertrauen, so daß, als sie auf etliche Wochen hinaus in die Heuernte fuhren, sie uns ihr ganzes Haus anvertrauten. Gar bald fingen sie an die Wahrheit zu lieben und mit uns zu singen. Sie liebten die Lieder: Jesus nimmt die Sünder an, Meine Heimat ist dort in der Höh und andere. Auch das tiefgesunkene Ostjakenherz versteht bald die Sprache der Liebe Jesu.

(Fortsetzung folgt.)

Vierhundert Jahre Mennonitischer Geschichte.

Motto: 5. Mose 32, 7.

Der 25. Januar 1925 war für die Mennonitengemeinden aller Länder, Völker und Zungen ein Gedenktag eigenster Art: An diesem Datum, vor 400 Jahren, geschah es, daß in Zürich (Schweiz) ein kleines Glaubenspflänzlein in den harten Boden der Welt eingepflanzt wurde, welches zu einem Baum geworden ist, der unter Sturm und Wetter langsam, aber stätig heranwachsend vier Jahrhunderte standhaft überdauert hat: unsere Mennonitische Glaubensgemeinschaft. Eine lange, lange Periode mennonitischer Geschichte rollte sich bei dieser Gelegenheit vor unserm Geistesauge auf und die Jungen rückten näher heran an die Alten mit der Bitte: „Erzählt uns von früherer Zeit, von unseren Vorfahren, von den vielen mutigen Glaubenszeugen, die für die erkannte Wahrheit auch leiden und sterben konnten, erzählt uns von dem, warum bei uns so vieles anders ist, als bei andern, die auch Christen sind; ja wie es eben gekommen ist, daß wir die geworden sind, die wir sind. — Niemals ist diese Bitte berechtigter, als bei solchen Gelegenheiten. Lassen wir also die Geschichte reden zu alt und jung.

Vom ersten Morgenrot. Solche unter uns, welche etwas von Mennonitischer Geschichte kennen, werden den Einwand erheben, daß unsere Glaubensrichtung doch den Zeitraum von 400 Jahren bereits weit überdauert habe? Stimmt! Die Glaubens r i ch t u n g wohl, doch die „M e n n o n i t e n - B r u d e r s ch a f t" als solche — nicht.

Von den „Brüdern", im Gegensatz zur katholischen Kirche, weiß die Kirchengeschichte zu erzählen, so lange sie selbst besteht. Die engern Kreise der Brüder mochten sich der Kirche nicht eingliedern, weil dieselbe weder in ihrem eigentlichen Wesen noch in ihren Einrichtungen dem Vorbilde der Urgemeinde entsprach. — Und so gabs seit uralten Zeiten hie und da Gemeindlein, die ihre eigenen Wege gingen, und nur innerlich durch gleiche Erkenntnis und gleiches Streben verbunden waren. Am meisten genannt und am weitesten verbreitet in Westeuropa waren die Waldenser, das rechte Vorbild von alle dem, was wir an Bekenntnisstudien und Gemeindeverfassung noch bis auf den heutigen Tag haben. Ihre Unterscheidungslehren gipfeln in der Taufe auf den bekannten Glauben, Abendmahl, Wehrlosigkeit, Meidung des Eides, sowie in der Lehre vom allgemeinen Priestertum.

Im Zweiten Jahrtausend nach Christi Geburt erregte diese Partei bald das allergrößte Aufsehen. Glaubensstarke Männer gingen aus ihr hervor, welche die Bewegung von Böhmen nach der Schweiz und den Niederlanden brachten und dort jenen Boden vorbereiteten, auf welchem das nachmalige Mennonitentum auch unter den schwierigsten Umständen wachsen und gedeihen konnten. — Wir nennen einen Hans Denk, seines großen Einflusses wegen von gegnerischer Seite spottweise der „Papst der Wiedergetauften" oder „Abt der Brüder" genannt, Melchior Hoffmann, der sich den Ehrennamen „Vater der Niederländischen Brüder" erwarb, Balthasar Hubmeyer, Georg vom Hause Jakob, gewöhnlich „Blaurock" genannt, Ludwig Hätzer und andere.

Luther und die Reformation. Seit 1525 arbeitete in Deutschland Martin Luther an der Kirchenverbesserung. Im Vordergrund seiner evangelischen Predigten stand die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, sowie die Rechtfertigung durch den Glauben, im Widerspruch zu der Werkgerechtigkeitslehre der katholischen Kirche. Die Fragen aber wegen Taufe, Eid, Feindesliebe und Wehrlosigkeit berührten ihn nicht weiter, er ließ sie deshalb auch ruhig stehen. So kams durch ihn denn auch nur zur Gründung und Einrichtung einer evangelischen Volks- oder Staatskirche, welche sich auch der polizeilichen Macht und Waffengewalt als Wehr- und Schutz bediente. Doch bewegte selbst einen Luther der Gedanke, eine Gemeinde solcher zu sammeln, die „mit Ernst Christ sein wollten"; „ich kann aber noch nicht," sagte er einmal, „denn ich habe noch nicht die Leute dazu, sehe auch nicht viele, die dazu dringen."

U. Zwingli und Die Schweizer-Bewegung. Der Gedanke eine Gemeinde ernster Christen zu sammeln, fand auch auf schweizerischem Boden Nahrung und Pflege. Seit 1520 gab es dort in etlichen Städten Vereinigungen, welche gegenseitig religiöse Vertiefung und Belehrung anstrebten. Man kam in Privathäusern und wo sonst möglich zusammen, um gemeinsam in der heiligen Schrift zu forschen und zu beten. Diese Versammlungen wurden von den Gegnern „Ketzerschulen" genannt. In der Fastenzeit 1522 beteiligte sich auch der nachmalige Züricher Reformator Ulrich Zwingli an denselben. Letzterer trat besonders scharf gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche auf und die kleine neue Bewegung glaubte in ihm ein auserwähltes Rüstzeug vom Herrn empfangen zu haben. Doch solches nicht auf lange. Zwinglis Ideal war nur die Schaffung einer evangelischen Landeskirche und damit gewann er einen großen Anhang unter solchen, die „Los von Rom" wollten, indessen seine alten Freunde nicht mit ihm gehen konnten. Ihre Bestrebungen gingen auf völlige Trennung der Kirche vom Staat, unbeanstandete Selbständigkeit und Unabhängigkeit in allen religiösen Fragen hinaus, dazu die Grundsätze und Einrichtungen der alten Waldenser. Und so kamen sie nicht nur mit Zwingli auseinander, sondern traten sogar in offene Gegnerschaft zueinander.

Am 15. Januar 1525 hatten sie mit Zwingli ein öffentliches Religionsgespäch über die Richtigkeit der Kindertaufe. Sie widerlegten dieselbe, Zwingli trat für sie ein. Die Obrigkeit gab Zwingli recht, und schon am folgendenden Tage verordnete der Rat der Stadt Zürich, daß alle ungetauften Kinder bei Strafe der Landesverweisung in 8 Tagen getauft werden sollten. Gleichzeitig wurden ihre Versammlungen untersagt und einige der Führer ausgewiesen. Doch das kleine Häuflein blieb standhaft bei der erkannten Wahrheit.

So waren sie am 25. Januar 1525 wiederum einmal in der Stadt Zürich versammelt, um Gottes Wort gemeinsam zu lesen und zu betrachten. Da erhob sich plötzlich einer der Anwesenden, Jakob von Chur, nach anderen Georg Blaurock, und bat den ebenfalls anwesenden Konrad Grebel herzbewegt, ihn doch

auf seinen bekannten Glauben taufen zu wollen. Dieser, wahrscheinlich einer der Führer der Bewegung, taufte ihn und sofort folgten viele diesem Beispiele. Einer der Teilnehmer hat später erzählt, es habe solch eine Weihe auf der Versammlung geruht, daß sich ihm die Haare zu Berge gehoben vor innerlichem Schauer. — Und in der Tat etwas Großes war geschehen, etwas unsäglich schweres hatten die Brüder auf sich genommen, von dem sie aber vorläufig kaum etwas ahnten.

Die Erwachsenentaufe — war zunächst das einzige Bindeglied, welches die neugegründete Gemeinde, oder Sonderkirche zusammenhielt. Nun machten sie sich aber mit aller Energie an die innere Ausgestaltung ihres Gemeindewesens. Eine „Bruderkirche“ wollten sie sein, wie die erste apostolische sie gewesen, in rechter Einigkeit und Brüderlichkeit mit dem Herrn und miteinander verbunden. Die meisten ihrer Glieder gehörten zwar den ärmeren Ständen an, aber es gab auch Gelehrte und Angesehene unter ihnen. Doch der Geist der brüderlichen Liebe verwischte alle Linien der sozialen Stellung, der Bildung und des Besitzes.

Von Zwingli erwarteten sie Anerkennung und beim Staate hofften sie auf Duldung, doch in beiden hatten sie sich gründlich getäuscht. Zwingli griff sie aufs heftigste an: „In Engel des Lichts verkleidete Teufel, welche die heilige Taufe zum Rottezeichen machen“, verspottete ihre Selbstverleugnung mit den Worten: „Sie haben gut auf irdische Freuden zu verzichten, denn sie besitzen nichts dazu“ u.s.w. Er prägte auch zuerst den Namen „Wiedertäufer“ und verdächtigte sie politisch bei der Behörde. Grebel verteidigte die angefochtene Gemeinde, doch leider umsonst. Auf Zwinglis Drängen wurden die Führer Manz, Grebel und Blaurock verhaftet, die Versammlungen untersagt, ihre Schulen geschlossen. Bei Strafe der Landesverweisung sollten ihre Kinder in 8 Tagen getauft sein, doch die Brüder gehorchten nicht. Sie waren bereit, alle Gefahren zu tragen.

Auf Zwinglis Verlangen erfolgte 1526 ein neuer Befehl, alle Halsstarrigen in den Turm zu werfen und sie dort sterben und verfaulen zu lassen, es seien Männer, Frauen oder Töchter. Man solle die Täufer „nicht hausen noch hofen“ d. h. ihnen keinerlei Obdach noch Speise verabfolgen. Wer von den Bekehrten rückfällig werde, solle ertränkt werden.

Grebel, Manz und Blaurock wurden wiederholt zur Verantwortung gezogen. Sie vertraten offen und kühn ihre Ansichten betreffs der Taufe, des Abendmahls, protestierten gegen allen Wucher, Zehnten und Krieg. Letzteres wurde ihnen von Zwingli besonders übel genommen, da er selbst beständig im Kampf mit den katholischen Bundesstaaten der Schweiz lag. Konrad Grebel starb bald darauf im Gefängnisse, Blaurock wurde mit Ruten aus der Stadt hinausgepeitscht und des Landes verwiesen, Manz aber zum Ertränken verurteilt, weil er „wider die christliche Ordnung getauft“ und für seine Ansichten Propaganda gemacht habe. Es war am 5. Juni 1527, als der Scharfrichter mit ihm und einem reformierten Prediger die Limmat hinabfuren. Letzterer ermahnte ihn, sich noch im letzten Augenblicke zu bekehren, aber seine Mutter und sein Bruder sprachen ihm vom Ufer Mut zu. — Manz erhob seine Seele zu Gott und betete in Lateinischer Sprache: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Und sofort darnach schlugen die Wellen über ihm zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Selige Augen, die einst Dich gesehn,
Sahen durch Kanaans Fluren Dich gehn,
Sahen Dich trösten, sahen Dich heilen,
Sahen Dich ewige Schätze austeilen,
Sah'n Deine Liebe die Welt umfassen
Und für sie leiden und für sie erblassen,
Sah'n Dich erhoben zu himmlischen Höh'n —
Selige Augen, die einst Dich geseh'n!

Selige Augen, die heute Dich schau'n,
Heut in des Lebens Stürmen und Grau'n;
Schauen die Sorgen nicht spät und früh,
Schauen nur Dich, der viel größer als sie.
Schau'n einen Reichtum, wie niemand ihn gibt,
Schauen die Liebe, die ewiglich liebt,
Der sie im Leben und Sterben vertrau'n —
Selige Augen, die heute Dich schau'n.

Marie Blumner.

III. Aus den Gemeinden für die Gemeinden.

Bericht von Sagradowka.

Eine schöne Zeit verlebten wir im vorigen Winter bei uns. Gottes Winde wehten, wo die Menschen es am wenigsten erwartet hatten. Das stählt den Mut, gibt neue Zuversicht, weckt die Arbeitsfreudigkeit. Das neuerwachte religiöse Leben wird nun in richtige Bahnen geleitet, um es zu erhalten und zu pflegen, damit es sich wirklich als Salz und Licht erweise. Zu diesem Zwecke finden jeden Monat am ersten Sonntage allgemeine Bibelstunden statt. Bei dieser Gelegenheit werden alle Fragen, die die Gemüter beschäftigen, auf Grund des Wortes Gottes beleuchtet. Ein wichtiger Tag für die Nikolaifelder Gemeinde war das Himmelfahrtsfest. Es fand nämlich am Vormittage die Ordination des Ältesten H. Voth statt. Die Ordination wurde vom Ältesten der Neu-Chortitzer Gemeinde J. Rempel vollzogen, Text 1. Chorinter 4, 1—5. In der Ansprache führte er sowohl die Pflichten und Beschwerden, Leiden und Freuden des Dienstes in der Gemeinde aus, als auch die Stellung der Gemeideglieder. Am Nachmittage wurde dann vom Ältesten H. Voth die Ordination dreier Prediger vollzogen, Abram Isaak, Peter Nickel und Gerhard Schellenberg. Jetzt in der Sommerzeit ist erklärlicher Weise eine Pause eingetreten. Wir hoffen zu Gott, daß er das Werk unserer Hände bei uns fördern wird. Eine große Freude war es, als die längst ersehnten Bibeln eintrafen. Vor Freude haben viele beim Empfang derselben geweint, als sie sich nach langem Warten endlich im Besitz des Ersehnten sahen. Nur schade, daß nicht alle, die wirklich benötigt sind, befriedigt werden konnten. Wir möchten hiermit unsern lieben Glaubensgenossen ein herzliches „Vergelts Gott" zurufen. Möge durch diese eure Tat das Gleichnis des Herrn Jesu von der selbstwachsenden Saat sich verwirklichen. H. V.

Charkoff, den 16. September 1925.

Gott ist mit uns! Diese unerschütterliche Überzeugung bestätigt sich immer wieder. Darum dürfen wir nicht verzagen. Es wird heller, die Wege der Zukunft werden deutlicher. Viele wollten schon verzweifeln, andere wurden gleichgültig. Wer sich aber aufgibt, der ist auch verloren. Das darf nicht sein. Gerade heute brauchen wir aktives Leben. Das Leben, das gegenwärtig in neuen Formen entsteht, bedarf auch unserer Kraft, unserer Erfahrung. Wir geben Gott, was Gottes ist, indem wir unser Erleben in Gott durch den christlichen Lebenswandel zum Ausdrucke bringen. Wir geben dem staatlichen Oberhaupte was dessen ist, indem wir in der Gesellschaft und Gemeinschaft unseres Landes an der Entfaltung und Entwickelung des einzelnen wie auch des ganzen Volkes Anteil nehmen. Wir tun es in der Hingabe (1. Joh. 3, 16). Unsere Brüder sind die Menschen, ist die Menschheit. Menschen hassen — ist teuflisch, seines gleichen lieben ist menschlich, alle lieben ist göttlich. 1. Joh. 4, 20 ist nicht im heidnischen Sinne aufzufassen, daß wir unter „Brüder" unsere christlichen Gesinnungsgenossen verstehen — „das tun auch die Heiden". Darum wollen auch wir als Christen an dem Aufbau des christlichen Gesellschaftslebens unseres Landes den regsten Anteil nehmen. Wir werden unserer Väter wert, wenn auch wir für das Gute friedlich leben und sterben. Wir werden der Gegenwart gerecht, wenn wir uns in aufrichtiger Liebe für das Ganze hingeben.

Diese wenigen Worte widme ich dem Erscheinen unseres Blattes. Es ist für mich einfach ein Ereignis, daß das Erscheinen „Unseres Blattes" mit meiner Rückkehr aus Deutschland zusammenfällt. Ich werde mich bemühen, von meiner Auslandsreise Mitteilungen zu machen, so weit es für die Leser wichtig sein könnte.

Gottes Segen sei mit unserem Blatte und mit denen, die es lesen.

Jakob Rempel, Ältester.

Meine Reise nach Turkestan.

Um die Mitte des Monats Mai erhielt ich durch den Vorsitzenden der KfK, Bruder Ediger, die telegraphische Einladung nach Turkestan zu fahren zwecks Information der Gemeinden daselbst in Fragen des Dienstes unserer Jünglinge im Zusammenhange mit der Wehrlosigkeit. Beschlossen wurde gleich nach Pfingsten zu fahren. Am 3. Juni l. J. machte ich mich auf den Weg über Charkoff und Moskau, wo noch etliche Angelegenheiten zu regeln waren.

Den 9. Juni tags fuhren wir von Moskau ab nach Aulie=Ata. In Moskau hatte ich einen Reisegefährten dorthin getroffen, H. Löwen. — Bis Orenburg geht die Fahrt ganz gut. Etliche hundert Werst nach der Stadt verändert sich alles. Wohl geht es noch immer durch ebene Steppen, doch der Graswuchs wird spärlicher, bis schließlich nur noch der Wermut bleibt. Die Sonne fängt an immer mehr von ihrer „Güte" darzureichen, so daß es von morgens an heiß ist. Durch endlose Ebenen fährt man hier. Endlose, unübersehbare, öde Ebene, hier und da durch einen Hügelzug unterbrochen. Keine Dörfer, keine Städte, zerstreut nur sieht man einzelne Kirgisenjurten aufgeschlagen. In kleinen Auls von 5—7 Hütten fristen sie mit ihrem Vieh hier ein kümmerliches Dasein. Die Stationen der Bahn nehmen sich in dieser Gegend wie Oasen in der Wüste aus. Immer sandiger wird der Boden, bis wir in der Sandwüste sind, wo der Graswuchs aufhört und nur noch weit und breit gelber Sand und farbloser Himmel zu sehen ist. Die Hitze steigt mehr und mehr; schier unerträglich wird es. Durch Fenster und Türen dringt der lästige Sand; will man diese schließen, dann wird es unerträglich im Waggon. Nichts für das Auge. Vom S—O weht ein heißer Glutwind, welchen auch der Aralsee, an dessen Ufern wir eine Strecke hinfahren, nur unmerklich mildert. Doch da in der Ferne schimmert's, da weit hat der Blick etwas entdeckt, das wenig zu diesem grau=gelben Einerlei paßt. Es ist die Syrdarja, der ruhige breite Strom, nach dessen Namen die ganze Gegend genannt ist. Ruhig, gemächlich schlängelt er sich durch den Sand, die Stationen und Kirgisenauls mit Wasser versorgend. An seinen Ufern ist nur hin und her ein grüner Platz zu erspähen, meistens auch nur Sand. Im Schilf birgt sich eine Unmasse Mükken, die zur Plage werden können. Mit dem Sinken der Sonne läßt die Hitze nach, doch ganz weicht sie nicht...

Um 9 Uhr morgens am 13. Juni kamen wir in Arös an. Das ist die Station, von der man nach der Ansiedlung abbiegt. Hier sollte ich die mittelasiatische Hitze kennen lernen. Den Tag lang mußten wir auf den Zug nach Aulie=Ata warten und hatten also Muße, alles näher in Augenschein zu nehmen. Arös ist ein kleines jämmerliches orientalisches Städtchen, auf ebener, verdorrter Steppe wie hingekleckst. Ohne Baumwuchs, ohne Schatten liegt es dem Sonnenbrande preisgegeben da. Nur bei den Stationsgebäuden sind etliche Bäume, die immer bewässert werden müssen, wenn sie nicht auch vertrocknen sollen. Eine Hitze von 50—60 Grad ist hier nichts außergewöhnliches. Um die Zeit, wo der Tag am heißesten war, sah ich die Eingeborenen faul vor ihrer Tür im Schatten auf ihren Betten liegen; viel mehr ist übrigens auch nicht zu tun. Alles Leben erstirbt in den mittelastatischen Städten um diese Zeit; gegen Abend, wenn die Temperatur sinkt, beginnt es sich zu regen. Um 9 Uhr abends kam unser Zug und bald fuhren wir ab nach Aulie=Ata. Von hier biegt die Bahn ab ostwärts nach Pischpeck, der Hauptstadt des Autonomen Kara=Kirgisengebietes. Als ich morgens erwachte, waren wir schon im Gebirge. In einem Tale „windet" sich der Zug aufwärts, wobei es zweimal durch Tunnele geht. Langsam nur geht es vorwärts. Zum Abend kommt man nach Aulie=Ata.

Wir fuhren sogleich von der Station per Achse los und kamen noch bis zur sog. „Musterwirtschaft", wo wir etliche Zeit rasteten und dann weiter fuhren. Mit Sonnenaufgang waren wir beim „Kap", dem Engpaß, der in das Tal führt, wo die Auszugsgemeinde ihren Wohnort gefunden hat. Von weit schon ist er zu sehen. Es ist eine ganz schmale Durchfahrt. Ein Gebirgsfluß, der Talaß, hat sich hier sein Bett gegraben. Etwas höher führt der Weg, der oft so schmal ist, daß sich zwei Wagen nicht vorbeifahren können. Zudem ist er noch abschüssig, so daß es schon vorgekommen ist, daß ganze Fuhrwerke mit Mann und Gespann abgestürzt sind. Rechts erhebt sich die steile Felswand mit ihren verschiedenen Gebilden aus Stein, links rauscht der Fluß. An einer Stelle dieses Engpasses nehmen die überhängenden Felsen die Umrisse eines Löwenkopfes an, weshalb sie auch von den Ansiedlern den Namen „Löwenkopf" erhalten haben. Ist man durch den „Kap" durch, so breitet sich das Tal vor uns aus. Am Eingange liegen die Trümmer einer uralten Festung, welche zu ihrer Zeit dieses Streifchen Land vor dem Eindringen feindlicher Horden hat schützen sollen. Drei zerfallene Türme sprechen von längst entschwundener Macht, der breite Festungsgraben nimmt jetzt friedlich weidende Kälber und Rinder auf.

Das Tal ist minimum 7 Werst und maximum 20 Werst breit; die Länge erstreckt sich auf ungefähr 180 Werst. Man muß es sich nicht als eine glatte und platte Ebene vorstellen; mancher niedere Zug durchschneidet dieses Tal und hindert die freie Aussicht, die hier von allen Seiten sehr eingeschränkt ist. Wohin man auch schaut, der Blick stößt immer auf Gebirge. Von einer Seite zieht sich der Ala-Tau mit seinen schneegekrönten Gipfeln, an der andern ist es die Alexanderkette, die das Tal abgrenzt. Ungefähr 150 Werst nach den mennonitischen Dörfern vereinigen sich diese zwei Züge. Das Tal durchrauschen 2 Flüsse: Talaß — der größere, Urumaral — der kleinere. Es sind richtige Gebirgsflüsse nnd benehmen sich auch als solche. Rauschend schießen sie dahin, die Hindernisse in ihrem Lauf schäumend und tobend bekämpfend und überwältigend. Sind sie ihnen doch zu stark, so biegen sie grollend abseits und schießen weiter. Von zahlreichen Quellen werden sie genährt, und sie in ihrem Teil nähren die dortigen Ansiedlungen, denn diese Flüsse geben das Wasser zur Bewässerung der Felder, Wälder und Gärten. Das Land ist von unzähligen Kanälen durchzogen und wo diese nicht sind, da ist die Vegitation grau, farblos oder fehlt ganz. 35 Werst tief in das Tal hinein liegen die mennonitischen Dörfer; in einer Gruppe sind es 4: Gnadental, Gnadenfeld, Nikolaipol und Köppental. 7 Werst weiter ab liegt Ohrloff mit gemischter Bevölkerung: Mennoniten, Lutheranern und Adventisten. 25 Werst von der ersten Gruppe liegt ein kleines mennonitisches Dörfchen — Hohendorf, welches in seinen Mauern Auszügler aus der Chivinischen Mennonitengemeinde birgt.

Die Wege in Turkestan sind holperig und halsbrecherisch: viele Steine, große kleine, dazu noch die Bewässerungskanäle, welche nur selten überbrückt sind und dann noch auf solche Art, daß der Turkestaner selbst es vorzieht neben der Brücke dnrchs Wasser zu fahren. Die Hänser der Ansiedler sind hier nicht ganz so groß und schön gebaut wie bei uns im Süden, die Einrichtung von innen ist aber dieselbe, die Ausstattung nicht schlechter. Die meisten Häuser sind aus Luftziegeln, weil bis kurz vor dem Kriege keine Ziegeleien da waren; man findet aber auch solche aus gebrannten Ziegeln. Auf jeden Hof führt eine Brücke, weil die Straße entlang an jeder Seite der Bewässerungskanal geht, an beiden Seiten von hohen Pappeln bestanden. Der Baumwuchs ist hier gut. Die zwei Doppelreihen hoher Pappeln (bis 12 Faden hoch) geben dem Dorfe ein schönes und frisches Aussehen. Oft verschwinden die Wohn- und Wirtschaftsgebäude beinahe im Grün der Bäume. Von diesem üppigen Grün braucht man nur den Blick zur Seite zu lenken, um in nicht zu weiter Entfernung den glitzernden Schnee auf den Gebirgskuppeln zu sehen.

Der Boden ist hier nicht vielversprechend: gelber staubiger Lehmboden. Die Bewässerung desselben kostet viel Arbeit. Die Kanäle in Stand halten, die kleinen Furchen auf dem Acker selbst herstellen, wobei der Betreffende fortwährend im Wasser und Schlamm watet — alles fordert den ganzen Mann. Es bietet ja das Bewässerungssystem einige Garantie gegen Mißernten, doch sicher geht man auch dabei nicht; die Turkestaner hatten 1917 eine Hungersnot, in welcher mancher Kirgise seinen Tod fand. In solchen Tagen findet sich viel Gelegenheit rechten Christensinn zu beweisen und zu pflegen. Zur Ehre der Turkestaner Gemeinden muß gesagt werden, daß sie das auch getan haben, denn damals haben sie nicht nur ihre hungernden Glaubensgenossen unterstützt, sondern auch noch recht viel Kirgisen.

Von den Turkestaner Geschwistern wurde ich sehr freundlich aufgenommen und aufs beste beherbergt. Gleich abends nach meiner Ankunft fing auch die Arbeit an. Die Brüder aus dem Gemeinderat aller drei Gemeinden kamen zusammen, um auf einer Vorberatung das Programm für die folgende Arbeit festzulegen. 13 Mennonitenjünglinge waren auf Grund von Gerichtssprüchen zu den militärischen Vorübungen eingezogen worden und standen im Dienst nicht weit entfernt in dem Sammelpatz Dmitrowka. Dieses beunruhigte die Gemeinden sehr. Um die nötigen Erkundigungen einzuziehen, wurde beschlossen nach Dmitrowka zu fahren und bei dem Militärinstrukteur vorzusprechen. Dazu wurden die Brüder P. Pauls und P. Dyck und ich herausgesetzt. Die Tage, an welchen Versammlungen sein sollten, wurden auch sogleich bestimmt. Wenn möglich, sollte in jedem Versammlungshaus wenigstens eine Versammlung sein, weil das Nikolaipoler Versammlungshaus aber so klein ist, wurde die Versammlung nach Gnadental übertragen. Die Sache der Jünglinge ging hier nicht zur Entscheidnng zu bringen, anch nicht später in der Hauptstadt des Gebietes — Pischpeck, dazu gehört die Autoriiät Moskaus. Von Seiten der Militär- wie auch Zivilbehörde erfuhren wir das freundlichste Entgegenkommen, doch wurden wir immer wieder nach Moskau gewiesen. Das Leben der Gemeinden im Großen und Ganzen gefiel mir. Es sind hier drei Gemeinden: die Köppentaler Mennonitengemeinde mit 197 Gliedern, die Gnadentaler Brüdergemeinde mit 185 Gliedern und die Nikolaipoler freie Gemeinde mit 155 Gliedern. Die zwei erstgenannten

Gemeinden haben vor einigen Jahren eine Reorganisation durchgemacht, bei welcher Gelegenheit die Köppentaler Gemeinde die Tauchtaufe einführte und jetzt praktiziert.

Nirgend habe ich die Einheit der Kinder Gottes äußerlich so verkörpert gefunden, wie eben hier in Turkestan. Doch schien es mir so, als wolle man hier einen Schritt zu weit gehen, indem eine bestimmte Strömung da war, die für Verschmelzung der drei Gemeinden Stimmung machte. Wo die brüderliche Liebe zu einander so groß ist, daß sich eine Verschmelzung von selbst ergibt, soll ihr nicht gewehrt werden; wo aber eine solche durch Zusammenkünfte und dergleichen künstlich zustande gebracht werden soll, kommt mir die Sache doch bedenklich vor. Die Einheit der Kinder Gottes besteht ja nicht darin, daß sie alle zu einem Verbande, d. h. einer Gemeinde gehören, sondern daß sie sich eins fühlen und betrachten und einander lieben. Nicht auf dem Boden der Gemeindezugehörigkeit oder des Gemeindebaues wird die Einheit der Kirche Christi hergestellt werden können; nur auf dem Boden von Golgatha. Wer auf diesem Grunde steht, den neuen Menschen angezogen hat, der gehört zur Gemeinde des Herrn, zu seiner Herde, wenn er auch in einem andern Gemeindebuche registriert ist. Die große Zahl der Gläubigen in Turkestan ist ein gutes Zeichen für das innere Leben derselben. Es hat ja der Teufel auch hier sein Werk, doch wo hat er es nicht?

(Fortsetzung folgt.) Ad.

Plan

von Bibelbesprechungen in den mennonitischen Gemeinden der Krim für 1925/26.

Erster Zirkel.

a) Menlertschik, 25—27 Oktober.
Römerbrief, Ref. Joh. Wiens.
Thema: Mangel der Gesetzreligion. Römer 7, 18—25.
Religion der Gnade. Röm. 8, 1—39.

b) Busau, 29—31 Oktober.
Galaterbrief, Ref. J. Letkemann.
Thema: Das neue Leben. Gal. 5, 13—6, 10.

c) Schöntal, 2—4 November.
Korintherbriefe, Ref. H. Rempel.
Thema: Mahnungen zur Einigkeit. 1. Kor. 1.

Zweiter Zirkel.

a) Kadagai, 22—24 November.
Evangelium Johannes, Ref. Abr. Klassen.
Thema: Wiedergeburt, Evang. Johan. 3.

b) Kutjuki, 26—28 November.
1. Johannesbrief, Ref. J. Siemens.

Dritter Zirkel.

a) Danilowka, Januar.
2. Brief an Thimoth., Ref. Joh. Dyck.
Thema: Norm des Glaubens. Die heilige Schrift. 2. Thim. 3, 14—4, 8.

b) Karasan, Januar.
1. Petribrief, Ref. Jak. Letkemann.
Thema: Das Heil des Christen und seine Verpflichtung. 1. Petri Kap. 1. u. 2.

c) Tschongrau, Januar.
Jakobibrief, Ref. Jak. Siemens.
Thema: Wichtige Lebensregeln für Christen. Jak. 1, 19—27, 3, 1—12, 5.

Vierter Zirkel.

a) Ogus-Tobe, Februar.
Hebräerbrief, Ref. Joh. Wiebe.
Thema: Warnung vor dem Abfall und Mahnung zur Treue. Hebr. 4, 1—18. Offb. 3, 7—22.

b) Sarona, Februar.
Offb. Johanni, Ref. J. Wiens (Fortsetzung).
Thema: Seligkeit des himmlischen Lebens. Offb. 7, 9—17, 21.

Statistik

über den Bestand der Gemeinden in RSFSR (Arkadak, Zentral, Samara, Ufa, Orenburg, Turkestan, Sibirien, Kuban, Stawropol) zum 1. Sept. 1925.

Wegen unvollkommener Statistik fallen die Daten für die Krim vorläufig weg.

Gemeindegliederzahl in den Kirchengemeinden:			Gemeindegliederzahl in den Brüdergemeinden:			Gemeindegliederzahl in den freien Gemeinden:		
Männl.	Weibl.	Total	Männl.	Weibl.	Total	Männl.	Weibl.	Total
4.672	5.084	9.756	2.258	3.148	5.406	71	108	179
Dazu gehörig:								
	11.443			7.936			238	

Gesamtzahl der Mennoniten in RSFSR: 34.958.

IV. Aus der Gemeindearbeit.

Gottesdienstlicher Gesang und Sängerchöre.

Referat von F. K. Thießen, Moskau.

Nie ist es notwendiger gewesen Gesang in Kirche und Haus zu pflegen, als in heutiger Zeit. Der Zeitgeist läßt es sich wirklich gelegen sein, er versucht alles, um die Jugend zu gewinnen, indem er Vorstellung, Musik, Gesang und jeden erdenklichen Kunstgenuß den Menschen zu bieten sucht. Da braucht es nun ein Gegengewicht, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Und dieses Gegengewicht muß schwer sein, um wirklich die Menschenherzen auf seine Seite herüberzuziehen. Es ist eine anerkannte und unbestrittene Tatsache, daß zur willigen Aufnahme des Wortes Gottes ein empfänglicher Boden durch den guten Gesang religiöser Lieder geschaffen wird. Gesang und Predigt gehören zusammen wie Zucker und Zwieback. Manch einer ißt den Zwieback nur um des aufgestreuten Zukkers willen. Wie oft ist schon ein gottentfremdetes Herz aus bloßer Neugierde, den schönen Gesang zu hören, unter den Schall des Wortes Gottes gekommen und so zu Jesu geführt worden.

Solange wir das geistliche Lied in der Schule pflegen durften, brauchten wir nicht besorgt zu sein, ob auch die heranwachsende Generation den Liederschatz der Gemeinde zum Eigentume übernehmen werde. Heute, wo in keiner Schule mehr die herrlichen Choräle geübt werden, ist die Sache ganz anders. Wenn heute die Gemeinde diesen Gesang nicht besonders pflegen wird, dann dürfen wir überzeugt sein, daß schon die nächste Generation dieses Schatzes verlustig geht und das wäre unverantwortlich. Was bis heute Arbeit und Verdienst des Lehrers war, das ist jetzt Pflicht der Gemeinden geworden.

Die für uns in Frage kommenden Gesänge sind:

1. Der Choral,
2. Das geistliche Volkslied,
3. Das Gemeinschaftslied.

Der Choral, oder wie ihn Koestlin nennt, das „Chorgebet der singenden Gemeinde", trägt mit seinem ruhig ernsten Gepräge den Stempel der Würde und Erhabenheit. Kein Lied ist so geeignet, die Gefühle, wie Lob und Dank, Bitte und Gebet der Gemeinde zum Ausdruck zu bringen. Das geistliche Volkslied ist für den allgemeinen Kirchengesang nicht recht üblich und wird daher seine Pflege mehr in der häuslichen Erbauung suchen müssen. Wer es genauer kennt (man denke nur an „Stille Nacht", „Harre, meine Seele", „Wo findet die Seele" u. and.), der wird wissen, wie aus ihm das kindlich fromme, gläubige Gemüt des deutschen Volkscharakters in einer volkstümlichen Weise zu uns spricht. Endlich bleiben uns noch die sogenannten Gemeinschaftslieder, welche in leichter und ansprechender Form ausdrücken, was die betende Seele durchlebt und durchfühlt. Natürlich muß hier eine Auswahl vorgenommen werden, weil nach ein und derselben Melodie oft die verschiedensten Texte gesungen werden und da wird denn der Eindruck des Textes, welcher durch die entsprechende Melodie verschärft soll werden, oft recht geschwächt oder ganz zerstört. Ich will dieses mit einem kleinen Beispiele illustrieren, wie es sich wirklich in einer unserer mennonitischen Schulen zu unserer Zeit zugetragen hat.

Ein gesanglustiger Lehrer hatte ein fröhliches Naturliedchen mit seiner kleinen Schar eingeübt. Die Melodie gefiel ihnen sehr, besonders aber der Refrain, womit jede Strophe endete „O große Freude, o große Freude!" Es war wirklich eine Freude die Kinder und den Lehrer anzuhören, und der Zuhörer wurde selbst ganz freudig gestimmt. Das Lied wurde oft gesungen, aber schließlich kann man ja nicht immer wieder ein und dieselbe Sache bringen. Der Lehrer suchte nach einem andern Text und fand ihn in dem schönen Liede „O daß mein Herz ein Altar wär", welches denselben Rytmuß hat, wie das erwähnte Naturliedchen. Leider dachte der liebe Mann nur an seine Melodie, welche es ihm angetan hatte, und nicht an den Text. Man sang jetzt mit voller Andacht „O, daß mein Herz ein Altar wär Voll Räuchwerk des Gebets! O, daß ich Dank, Lob, Preis und Ehr' Dem Lamm darbrachte stets!" und als unbedingten Refrain „O große Freude, o große Freude". So weit wäre alles gut gewesen, aber nun kam der zweite Vers „Wüßt ich von diesem Lamme nichts, So wärs um mich gescheh'n, Und ach, am Tage des Gerichts, Müßt ich zur Linken stehn" und brausend fiel der ganze Kinderchor in seiner Unschuld ein: „O große Freude, o große Freude!"

Was konnte man zu solcher Unschuld sagen! Man konnte nur die Achseln zucken und sich im

Stillen über so viel Geschmacklosigkeit wundern. Und dieses ist durchaus kein einzig dastehendes Beispiel. So soll es nicht sein. Text und Melodie soll einander entsprechen.

Da, wie schon oben erwähnt, die Schule in dieser Beziehung nichts mehr tun kann, so ist es nun Pflicht der Gemeinden, den Gesang dieser für uns notwendigen Gesänge zu üben. Diese Übungen dürfen nicht mehr den Charakter des Zufälligen tragen, sondern müssen systematisch betrieben werden. Es wäre wirklich herzerquickend, wenn vor Anfang des Gottesdienstes etwa ½ Stunde dem Einüben von Chorälen gewidmet würde und zwar nicht nur der Melodien, sondern auch des Textes. Ist es doch jetzt schon an einigen Orten zu bemerken, daß die jüngere Generation nicht einmal den ersten Vers unserer kernigen Choräle wie „Ich bete an die Macht der Liebe", „Vollkomm'ne heil'ge Majestät", „Wachet auf, ruft uns die Stimme", „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" und wie sie alle heißen mögen, auswendig mitsingen kann. — Wenn nun in diesen Singstunden der Gesang schön vierstimmig erschallt, unter Leitung eines einigermassen sachverständigen Dirigenten, dann dürfte sich einmal der Gemeindegesang heben, andererseits das Herz des Singenden durch die Durchnahme des Textes schon gesegnet werden und eingestimmt für die folgende Predigt, und um des schönen Gesanges willen würde manch einer den Gottesdienst besuchen, der heute demselben fernbleibt. Haben mir doch schon selbst Kommunisten erzählt, daß sie an Orten, wo schön gesungen wird, die Gottesdienste besuchen. Und haben diese Leute nur den Kunstgenuß im Auge, unser Gott arbeitet so fein, daß auch hin und wieder in das härteste Herz ein Samenkörnlein fällt, welches die harte Hülle sprengt. Noch schöner und bedeutend leichter wäre es, wenn in jeder Kirche der Gemeinde ein Harmonium zur Verfügung stände, wo das jedoch nicht der Fall ist, so muß der Chor, welcher in keiner Kirche oder Versammlung fehlen darf, die Rolle der Orgel übernehmen und unter seiner kräftigen Führung wird es dann entschieden möglich sein, die herrlichen Choräle und auch manches schöne Gemeindelied zum Volkseigentum zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu ihrem Gedächtnis.

Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen,
Die mutig kämpften den großen Lebenskampf,
Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern,
Bis sie als Sieger erwecket werden.

Nein, wir wollen sie nicht vergessen, unsere lieben Verstorbenen; wir wollen sie in Ehren halten, unsere Männer, unsere Vordermänner, die weder Kraft noch Mühe scheuten im Kampfe für das Wohl ihres Volkes; wir wollen auch an dieser Stelle derer gedenken, die als Zeugen Jesu Christi, als seine Diener in unsern Gemeinden gearbeitet und darin ihre Lebensaufgabe gesehen haben. In der heutigen Nummer mögen zwei Namen genannt werden, die wohl manchem unserer Leser bekannt sein dürften. Es sind dies der Älteste der Schönseer Kirchengemeinde Heinrich Peters und der Prediger derselben Gemeinde Jakob Renpenning.

Über diese beiden Männer schreibt der Gemeindearchivarius: „Heinrich Peters wurde im Jahre 1854 als Sohn des Ältesten Bernhard Peters, Gnadenheim, geboren. Schon als Jüngling hat er, wie er einigen Brüdern erzählt, harte Seelenkämpfe bestehen müssen, bis er endlich zur Gewißheit der Sündenvergebung und zum Frieden kam. Im Jahre 1885 wurde er zum Prediger gewählt. 35 Jahre lang, 18 Jahre als Prediger und 17 Jahre als Ältester, hat er der Gemeinde gedient, treu und selbstlos, mit den Gaben die Gott ihm verliehen. Ein besonderer Ernst und eine besondere Weihe charakterisierten seine Predigten und seine Amtshandlungen, wie Taufe und Abendmahl. Wer erinnert sich nicht jener Zeit mit stiller Wehmut, da er noch unter uns weilte und arbeitete in seiner liebevoll-ernsten Weise. Er fiel schließlich als ein Opfer seiner Pflicht. Immer ein treuer Seelsorger, fühlte er es auch als seine heilige Pflicht, in den Jahren 1919—1920, wo die Typhusepidemie so furchtbar um sich griff, die vielen Kranken zu besuchen und aus dem Worte Gottes zu ermahnen und zu trösten. Längere Zeit bewahrte der Herr seinen Knecht vor Ansteckung, aber Ende Januar 1921 mußte auch er sich aufs Krankenbett legen. Nach 10-tägiger schwerer Krankheit starb er mit dem Apostelwort 1. Kor. 2, 9 auf den Lippen: „Was kein Auge gesehen u.s.w." Wir rufen ihm das Wort aus Dan. 12, 3 nach: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich".

Noch eines Mannes sei hier gedacht, der auch schon eingegangen ist in die obere Gemeinde,

der durch seine langjährige Tätigkeit in der Schönseer Gemeinde sicherlich auch eine Segensspur hinterlassen hat. Es ist der Prediger Jakob Neupenning, der im Jahre 1892 zum Prediger berufen wurde und bis zum Tode († 1922) der Gemeinde gedient hat, obzwar es ihm in seinen letzten Jahren wegen Krankheit recht schwer wurde. Er war ein praktischer und sehr energischer Mann, der sich vom armen Handwerker zum reichen Fabrikbesitzer emporgearbeitet hatte. Auch in seinen Predigten trat diese Energie zutage. Wir alle erinnern uns noch seiner feurigen begeisterten Reden, er besaß eine große Rednergabe. Doch nicht nur seine Rednergabe stellte er in den Dienst seines Herrn, sondern auch von seinen irdischen Gütern, die Gott ihm geschenkt, spendete er reichlich für Wohltätigkeitszwecke, für die Mission u. s. w. Er starb am 11. Juni 1922 in Liebenau, wohl an der Cholera, und ist am nächsten Tage beerdigt worden. Der Text der Leichenrede war dem 1. Buche der Chronika Kap. 20, 15 entnommen: „Wir sind Fremdlinge und Gäste vor Dir, wie unsere Väter alle. Unser Leben auf Erden ist wie ein Schatten, und ist kein Aufhalten.“

So erzählt die Gemeindechronik der Schönseer Gemeinde von Männern, die in derselben gearbeitet. Wir hoffen, die Chronisten anderer Gemeinden werden diesem Beispiele folgen und uns das entsprechende Material über vergangene Zeiten baldmöglichst zur Verfügung stellen.

Merke dir, lieber Leser:

Du willst nicht haben, daß dich jemand lieblos behandelt, also behandle auch niemand lieblos.

Du willst nicht haben, daß dich jemand verspottet, also verspotte auch niemand.

Du willst nicht haben, daß dich jemand verleumdet, also verleumde auch niemand.

Du willst nicht haben, daß dich jemand übervorteilt, also übervorteile auch niemand.

Aber du willst haben, daß man dir Liebe entgegenbringt, also behandle die Menschen auch liebevoll.

Du willst haben, daß dein Freund dir in der Not beispringt, also springe ihm in seiner Not auch bei.

Du willst haben, daß man dir deine Fehler vergibt, also vergib deinem Nebenmenschen auch seine Fehler.

Und so fahre weiter und sei bestrebt es zu halten, dann wirst Du das Wort deines Heilandes verstehen: „Was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr.“

Dem offiziellen Regierungsorgan „Jswestija“ entnehmen wir folgendes (Jswestija vom 2. September 1925 Nr. 199—2532):

„Der Bauernsohn Pankratz brachte in das Woronesher Gouvernementsgericht das Gesuch um Befreiung vom aktiven Militärdienst ein, wobei er die Bescheinigung der Zentralen Mennonitengemeinde und eine solche aus dem Dorfrat, daß er wirklich Mennonit sei und als solcher im Einvernehmen mit seiner Sekte handle, deren ein Dogma die Wehrlosigkeit ist, beilegte. Dabei bat Pankratz ihm den aktiven Militärdienst durch einen andern allgemeinnützlichen Dienst zu ersetzen. Das Woronesher Gouvernementsgericht zog die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Pankratz in Frage, hauptsächlich aus dem Grunde, daß er — Pankratz — keine Beweise eines Gerichtsverfahrens gegen ihn, seine Eltern oder Verwandte zur Kaiserzeit wegen Entsagung vom Militärdienst beibringen konnte (der Bittsteller ist 19 Jahre alt). Infolgedessen wurde das Gesuch Pankratz abgelehnt. Auf Pankratz Klage wurde die Sache im Obergericht durchgesehen und folgende Entscheidung getroffen: „Zur Anerkennung der Zugehörigkeit zur Mennonitenschaft braucht es keiner Beweise eines Gerichtverfahrens zur Kaiserzeit wegen Entsagung vom Militärdienst laut religiöser Überzeugung, da die Mennoniten diesen Dienst durch den Forstdienst ersetzten. Im Einverständnis mit dem Zirkular Nr. 237 müssen Umstände festgestellt werden, welche die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Bittsteller in Frage ziehen und nur bei Feststellung dieser Umstände hat das Gericht ein Recht, dem Bittsteller in seinem Gesuch abzusagen.“ In Anbetracht dessen beschloß das Obergericht die Entscheidung des Woronesher Gerichts abzuändern und die Sache zur neuen Durchsicht zu übergeben.“

V. Christliche Erzählungen.

„Wie der Hirsch…"

Erzählung eines Optimisten.

Wer ist jener alte, graue, gebückte Mann, der soeben als einer der letzten das Andachtslokal verläßt und nun den mit frischgrünem Grase bedeckten Weg zum einsamen Dorfskirchhofe einschlägt? Es ist der alte Matthies, einst ein wohlhabender, angesehener Bauer des Dorfes. Jetzt aber, nach den schweren Zeiten der letzten Jahre, lebt er einsam und zurückgezogen, menschenscheu und verbittert in seiner verfallenen Wirtschaft. Ja, diese Jahre sind nicht spurlos an dem alten Matthies vorübergegangen: davon zeugen die tiefen Furchen im Gesichte, die gebückte Haltung, der trübe, glanzlose Blick seiner Augen.

In tiefes Nachsinnen versunken, geht er dahin. Er grübelt über das gehörte Wort. Ein zugereister Prediger hatte über Offb. 22, V. 17 gesprochen. In seiner Ansprache hatte er das menschliche Leben mit einer mühevollen Wanderung durch eine heiße, sandige Wüste verglichen. Wie den Wüstenwanderer nach einem Trunk erfrischenden Wassers dürstet, so verschmachtet im Wüstensand und Sonnenbrand des Lebens: in fieberhaftem Jagen nach irdischem Glück, Reichtum, Ehre und Ansehen, die menschliche Seele. Daher die innere Zerrissenheit, die Ruhelosigkeit, der Unfriede des menschlichen Herzens.

So hat der Prediger gesprochen, und dem alten Matthies ist es dabei so ganz eigen zumute geworden. War er es denn nicht, dem diese Worte galten? Hat nicht gerade er sich in jungen Jahren das Ziel gesteckt, es zu etwas Großem zu bringen, reich zu werden um jeden Preis? Und er hatte es auch zu etwas gebracht: er galt im Dorfe als ein Mann mit gesundem Urteil und als wohlhabender Bauer wurde er geehrt. Seine Arbeit, seine Zeit, seine Kraft, hatte er zur Erlangung dieses Zieles drangegeben, und nun … jetzt am Lebensabend, da er die Früchte seiner Arbeit hatte so recht genießen wollen, was ist er jetzt? Was hat ihm all sein Mühen, Ringen und Kämpfen geholfen?

Und ein Gefühl der Bitterkeit steigt in dem alten Matthies auf: ein Groll gegen die Menschen, die ihn soweit gebracht, ein Groll gegen Gott, der solches zugelassen hat. Ja, der Prediger hatte recht, tausendmal recht, als er in seiner Predigt den Gedanken ausführte, der Mensch könne sich wohl Schätze sammeln, könne sich wohl schöne stattliche Häuser und Wirtschaften aufführen, aber er könne sich keine schützende Mauer um dieses sein irdisch Glück bauen, die hoch genug wäre, daß die schonungslose Hand des Schicksals nicht hinüberreichen könnte. Und dann, ja dann, wann der Mensch gedemütigt, tief gedemütigt ist, dann kommt er endlich zu der Erkenntis eines Königs Salomo: „Es ist alles eitel, es ist alles ganz eitel…"

So grübelte der alte Matthies auf seiner einsamen Wanderung. Er hat den stillen Gottesacker betreten. Wie verwahrlost ist doch dieses Stückchen Erde, das die letzte Ruhestätte aller Dorfsbewohner ist. Hin uud wieder ist ein halb verfallenes Denkmal zu sehen; hin und wieder ist ein Grabeshügel vom Unkraut gesäubert. Es sieht hier alles so öde und leer aus. Alles predigt Verwesung, Vergänglichkeit…

Der alte Mann ist an drei abseits gelegene Gräber getreten. Da liegen seine Lieben: seine beiden Töchter die noch in frühen Jahren gestorben sind, und sein Weib, seine treue Lebensgefährtin, die der tiefe Kummer um den Sohn vor Kurzem in das Grab geführt hat. Der Kummer um den Sohn, den toten Sohn!

Auf schreckliche Art hat dieser sein noch junges Leben lassen müssen, mit sechsundzwanzig Jahren! Da hatte Gott wieder einmal etwas geschehen lassen, was der alte Matthies nicht verstehen, nicht fassen konnte, was ihm Gott als einen herzlosen, kalten Gott erscheinen ließ…

Sein armer Junge! Sein Einziger!

Und die Gedanken schweifen hinüber in die Vergangenheit, da sein Junge noch am Leben war. Er durchlebt diese Zeit wieder mit ihm, seinem Kinde. Schon in jungen Jahren hatte sein Sohn den Heiland gefunden. O wie voll war sein Herz, wenn er von seinem Erlöser sprach, wie beredt konnte er dann sein. Der alte Matthies konnte ihn in dieser seiner „Schwärmerei" eigentlich nicht so recht verstehen. Kühl, nüchtern, wie er selbst war, war auch sein Glaube: er glaubte wohl an einen Gott, den Schöpfer aller Dinge. Es wäre ja auch ein Unding, zu behaupten, so sagte er sich mit seinem gesunden Menschenverstand, die Welt sei aus „Nichts" geworden: aus „Nichts" kann eben nichts werden.